

Erinnerungs- kultur

Dieses Sheet ist Teil einer Reihe, die wir zusammen mit den jeweils oben genannten Autor_innen entwickelt haben. In dieser Reihe behandeln wir Themen, die uns beschäftigen und Fragen, die uns immer wieder begegnen. Viel Spaß beim Lesen!

Einleitung

In der deutschen Erinnerungskultur erhalten Geschichten über Migration und Einwanderung noch immer keinen gleichwertigen oder differenzierten Platz - im Gegensatz zur US-amerikanischen oder kanadischen Erinnerungskultur etwa, wo Einwanderung gerne als Grundstein für ein kollektives Bewusstsein oder nationales Selbstverständnis genannt wird - was nicht bedeutet, dass die Gesellschaften dadurch etwa „weniger rassistisch“ seien. Blicken wir jedoch auf prominente Bereiche öffentlicher Erinnerungskultur, so fällt an Dauerausstellungen staatlicher Museen wie des Brooklyn Museums in New York auf, dass eine vielfältigere und inklusivere Kunstsammlung und Gedenkkultur nach außen vermittelt werden. Auch werden machtvolle Positionen wie die der Kurator_innen aktiv mit Bewerber_innen besetzt, die strukturell aus Karrieren an Kunstinstitutionen ausgeschlossen werden und daher unterrepräsentiert sind.

Warum braucht auch Deutschland immer noch diesen Paradigmenwechsel? Eine Kuration bestimmt, welche Geschichten erzählt werden und wie sie

erzählt werden. Sie ist daran beteiligt, wer ins Museum kommt und wer sich weiterhin nicht eingeladen fühlt. Wir leben zwar in einer Demokratie, doch unsere Geschichtserzählung ist noch lange nicht demokratisch und dekolonial. Ein erster Schritt in eine demokratischere Erinnerungskultur kann sein, bewusst marginalisierte Perspektiven miteinzubeziehen - aber nicht auf kurze Einladung sondern als gleichwertige Erzähler_innen. Ein Beispiel: Die Geschichte von Flucht und Vertreibung ist in den älteren Generationen in Deutschland ein tief verankerter Teil ihrer Erinnerungskultur und wird staatlich großzügig subventioniert - warum können nicht andere deutsche Migrationsgeschichten in der Sichtbarkeit und Förderung daneben gesellt werden? Der Grund ist eine Erinnerungspolitik, die noch immer tief verankerten hegemonialen Machtverhältnissen unterliegt, die bestimmen, was „deutsch genug“ und Teil der Gesellschaft ist und was nicht.

Blicken wir auf Gastarbeitergeschichte¹ und das dadurch entstandene „Wirtschaftswunder“ für Deutschland, muss daran erinnert werden, dass die

¹ nicht gegendert, da historischer Begriff

Bundesrepublik Deutschland diese jahrzehntelange Ära erst sehr spät als Teil der Nachkriegsgeschichte anerkannt und im Gedenken vor allem ausschließlich auf die wirtschaftliche Leistung der Anwerbe- und Vertragsarbeiter_innen reduziert hat (s. Jubiläen oder Repräsentation des „einmillionsten Gastarbeiters“). De facto formulierte die deutsche Politik erst in den 1990er Jahren eine „Einwanderungsgesellschaft“ - und löste diese 2005 wieder durch den Begriff „Zuwanderung“ ab. „Migration“ ist heute im öffentlichen deutschen Bewusstsein noch immer verknüpft mit der Regelung des Aufenthalts, mit „Fremdem“, „Anderem“ und mit „Problemen“.

Inzwischen ist bereits die 3. Generation von Nachkommen ehemaliger Anwerbearbeiter_innen in Deutschland ansässig geworden. Das Signal an sie: Ihr gehört noch immer nicht dazu. So etwas hat Auswirkungen darauf, wie Menschen sich selbst in Verhältnis mit einer Gesellschaft setzen: Ich bin hier geboren und meine Großeltern sind schon hier eingewandert, aber ich bin auch nicht wirklich Teil davon, meine Familiengeschichte ist irrelevant und meine Kinder werden mit großer Wahrscheinlichkeit auch nicht richtig dazugehören - im Folgenden soll beispielhaft gezeigt werden, wie man

erinnerungskulturell diesen Ausschlüssen etwas entgegensetzen und dabei schon im Kleinen praktisch werden kann.

Arbeit mit Objekten

Wie was erzählt wird und wer vor allem so erzählen kann, dass es auch alle mitbekommen, hat immer noch mit den Machtverhältnissen in entscheidenden Bereichen der Wissensvermittlung und Erinnerungspolitik zu tun. Dazu gehören sowohl Museen als auch Geschichtsbücher.

Wir alle kennen Mythen. Mythen werden gerne belächelt, als Hörensagen, Legende „abgetan“. Dabei heißt „Mythos“ übersetzt lediglich „von Mund zu Mund weitergegeben“. Mündlich weitergegeben wurden Geschichten schon immer, bevor sie aufgeschrieben, überschrieben, in Stein gemeißelt und für Wissen erklärt wurden. Wenn man bedenkt, dass Geschichten wie Grimm's Märchen heute als kulturelles Erbe bezeichnet werden, können wir durchaus hinterfragen, warum mündlich weitergegebenes Wissen oder „oral history“ immer noch so einen schweren Stand in der deutschen Geschichtsaufarbeitung hat. „History from below“ beschreibt ein Konzept und eine Haltung, die uns

einen aufgeschlosseneren Umgang mit Erzählungen jenseits von Täter_innenperspektiven erlaubt. Bei den älteren Generationen von Anwerbearbeiter_innen haben wir es zum Teil mit Menschen zu tun, die als Analphabet_innen nach Deutschland migriert waren und neben ihrer Beschäftigung gar nicht die Möglichkeit bekamen, die deutsche Sprache ausreichend in Wort und Schrift zu erlernen. Wie kann ein solches mündlich weitergegebenes Wissen Eingang in einen Erinnerungsdiskurs finden, der vor allem auf Schriftlichkeit beruht?

Eine Möglichkeit ist das Konzept des „Revisiting Collections“ - eine Methode aus Großbritannien, die im Zuge der kritischen Museumsforschung entwickelt und u. a. von Museolog_innen wie Susan Kamel in Deutschland eingesetzt wurde. Susan Kamel ließ Menschen selbst Objekte aus einer Museumssammlung auswählen und ihnen ihren eigenen Deutungsgehalt zuweisen. Sie wurden als Expert_innen ernstgenommen. Dieses Konzept kann auf Schüler_innen leicht übertragen werden. Die Arbeit mit Objekten generiert immer unterschiedliche Geschichten, weil sie unterschiedliche Erfahrungsräume ansprechen können, und Objekte können schnell für die Arbeit gefunden werden.

Nachbar_innenschaft

Eine Demokratisierung von Wissen und Wissensvermittlung wird praktisch, indem wir bspw. das, was wir als Wissenskanon oder Curriculum kennen, beiseite legen und einmal als Vermittler_innen aus all dem heraustreten, was wir wissen, glauben und gelernt haben, es also schaffen, „Gelerntes zu verlernen“ (vgl. Paul Mecheril und Nora Sternfeld). Die Rolle als „Allwissende“ können wir als Vermittler_innen leichter aufgeben, wenn wir bspw. zusammen mit Schüler_innen die Begegnung mit Zeitzeug_innen suchen. Das FHXB Friedrichshain-Kreuzberg Museum z. B. arbeitet sehr nachbarschaftsorientiert und gilt als Stadtteilmuseum durch seine Arbeit und seinen Standort mitten im Geschehen als Nachbarschaftshaus und *Community Builder* und macht sich dadurch näher und tastbarer als viele andere „unantastbare“ Museen. Dies rührt auch von jahrzehntelang gewachsenen Strukturen, die nicht von heute auf morgen verändert werden können. Daher lohnt manchmal ein Blick auf die eher kleinen Museen, die oft mehr Spielraum haben, mehr experimentieren und mehr Kooperationen mit Akteur_innen eingehen, die marginalisierte

Geschichten aufarbeiten, wie bspw. mit RomaniPhen, einem Verein, das Romn_ja-Geschichte aufarbeitet.

Rollenwechsel

Wie würde der Geschichtsunterricht aussehen, wenn ausnahmsweise die Schüler_innen die Geschichte erzählen würden und entscheiden könnten, *wie* sie erzählt wird? Auch diese Vorstellung mag zunächst ungewohnt erscheinen, denn das Bildungssystem funktioniert in der Regel adultistisch. Wir sind gewohnt, dass Lehrkräfte als die „Wissenden“ tätig sind und die Schüler_innen als „unfertig“ gelten, erstmal nur zuhören und lernen und irgendwann auch mal eine eigene Position bilden sollen. Ein Lernsetting gelingt jedoch nur dann, wenn Schüler_innen abgeholt werden. Nehmen wir als Beispiel die Geschichte der Berliner Mauer. Es gibt unterschiedliche Diskurse über den Mauerfall. Wie kann der Geschichtsunterricht jedoch aussehen, sobald wir den Mauerfall mit der unmittelbaren Umgebung der Schüler_innen in Verbindung bringen? Eine Grundschule am ehemaligen Mauerstreifen in Berlin-Kreuzberg ist dem nachgegangen, als bei einer Aufräumaktion alte Schulchroniken im dortigen Keller gefunden worden

waren. In diesen Schulchroniken fanden sich viele unerzählte Geschichten im Zusammenhang mit dem Mauerfall. Im Austausch mit Künstler_innen und Kunstpädagog_innen beschloss man, einen experimentiellen Lernraum zu schaffen, der gleichzeitig das Archiv für die Schulchroniken und ein Ausstellungsraum wurde, den die Schüler_innen mit fachlicher Begleitung selber bespielen durften. Die Motivation unter den Schüler_innen war groß, das Thema nach Lehrplan behandelt und der Schulraum öffnete sich nach außen für Kooperationen mit anderen Akteur_innen in der Nachbar_innenschaft.

Was können Sie noch tun, außer ein Museum bauen?

Wenn wir alte, verstaubte Chroniken aufschlagen, leere Stellen in der eigenen Geschichte aufspüren und mit Leben füllen, ist das nicht selten mit Schmerzen verbunden. Mit unserer Spurensuche begeben wir uns zunächst wissbegierig und unbekümmert, vielleicht aber auch sehnsuchtsvoll in unbekannte Gefilde. Dabei stoßen wir nicht nur auf wenig verbreitete Informationen, sondern erwecken auch Stimmen zum Leben, die systematisch

ausgegrenzt und unterdrückt wurden und noch werden. Die Aufarbeitung von Migrationsgeschichten kann daher unwillkürlich einen Raum des Trauerns öffnen, z. B. wenn bewusst wird, dass Diskriminierungserfahrungen, die damals schon gemacht wurden, heute noch immer gemacht werden. In diesem Fall kann es von Bedeutung sein, wie gut ich mich als Schüler_in in der Gruppe aufgehoben fühle, die gerade mit mir diese Entdeckungen macht und ob ich mich möglicherweise damit alleingelassen oder ausgestellt fühle. Oft bringen gemeinsame Entdeckungen aber auch Menschen einander näher, die vorher glaubten, nichts gemeinsam zu haben.

Handlungsmöglichkeiten für pädagogische Fachkräfte

- eigene Handlungsmöglichkeiten innerhalb schulischer Strukturen bewusst machtkritisch nutzen
- Eigene Rolle bzw. Delegieren lernen, Arbeit aufteilen, weg von Haltung „Allwissende_r“
- Unterricht/Projektstage nutzen
- Richtlinien (z. B. Deutscher Museumsbund) heranziehen
- Community-basierte Methoden nutzen
- Kooperationen aufbauen/Hilfe von außen holen: Interdisziplinarität unterstützt
Multiperspektivität, macht Komplexität von Geschichte deutlich und stärkt das Bewusstsein, dass es unterschiedliche Zugänge zur Geschichte geben kann (z. B. wenn FHXB Museum mit Kotti e. V. und RomaniPhen kooperiert)
- Erzählcafés mit Zeitzeug_innen (eventuell aus privatem Umfeld der Schüler_innen)

- Gespräche in Podcasts/Hörstücke überführen und später als Ausstellungstücke „wandern“ lassen
- Lokale Spuren zu Arbeitsmigrant_innen etc. recherchieren
 - Expert_innen von außen dazu holen
→ aktive Umsetzung dessen, marginalisierte Perspektiven sichtbar zu machen
 - Kontakt zum lokalen Museum aufnehmen. Unterschätzen Sie dabei nicht die kleineren Museen oder Stadtteilmuseen. Die kleineren Institutionen können thematisch oft spezifischer sein als die größeren und die Kommunikationswege sind oftmals kürzer, was bedeutet, dass Sie hier manchmal schneller an die richtigen Ansprechpersonen oder Archive gelangen oder schneller Kooperationen abschließen können
→ keine Scheu davor, eigene Rechercheinteressen mitzuteilen und auf Leerstellen hinzuweisen, wenn Sie nicht fündig werden.
 - Kontakt zu Historiker_innen aufnehmen

Über die Autorin:

Jacqueline Saki Aslan studierte Soziale Arbeit an der Alice Salomon Hochschule Berlin, Bildungswissenschaften an der Freien Universität Berlin und Performance Studies an der Universität Hamburg. Sie war Studienstipendiatin der Rosa Luxemburg Stiftung und forschte u. a. in Washington, DC zu neuen Formen der kritischen Geschichts- und Museumsvermittlung. Schwerpunkt ihrer Arbeit als freie Vermittlerin und Performancekünstlerin liegt auf der Etablierung von Oral History, marginalisierten Migrationsgeschichten “von unten” und diasporischen Denkmälern im deutschen Erinnerungsdiskurs. 2018/2019 war sie Co-Projektleiterin der “Remise” in Berlin-Kreuzberg und betreute dort u. a. die kunstpädagogischen Workshops mit den Schüler_innen. “Die Remise” wurde zuletzt auf der 11. Berlin Biennale für Zeitgenössische Kunst ausgestellt. Aktuell ist sie Kuratorin des bundesweiten Theaterprojekts “Kein Schlussstrich” für Kampagne in Hamburg, das im Herbst 2021 den Fokus auf den NSU-Komplex, auf Erinnerung und Widerstand setzt.